

Citation style

Cyprian Choda, Kamil: Rezension über: Jan Willem Drijvers / Noel Emmanuel Lenski (eds.), *The Fifth Century: Age of Transformation. Proceedings of the 12th Biennial Shifting Frontiers in Late Antiquity Conference, Bari: Edipuglia, 2019*, in: Plekos. Elektronische Zeitschrift für Rezensionen und Berichte zur Erforschung der Spätantike, 22 (2020), S. 29-53, DOI: 10.21245/rec.ant.235582880, heruntergeladen über Website



copyright

This article may be downloaded and/or used within the private copying exemption. Any further use without permission of the rights owner shall be subject to legal licences (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

Jan Willem Drijvers/Noel Lenski (Hrsgg.): *The Fifth Century: Age of Transformation. Proceedings of the 12th Biennial Shifting Frontiers in Late Antiquity Conference*. Bari: Edipuglia 2019 (Munera 46). 320 S., 50 Abb. € 60.00. ISBN: 978-88-7228-886-3.

Der Sammelband geht auf eine zwischen dem 23. und 26. März 2017 an der Yale University abgehaltene Tagung zurück, deren Titel er auch übernimmt. Diese Tagung war die zwölfte der Serie *Shifting Frontiers*. Seit 1996 werden die Ergebnisse der regelmäßig stattfindenden Konferenzen als Sammelbände veröffentlicht. Das Rahmenthema *Shifting Frontiers* wurde von Anfang an nicht nur buchstäblich, also rein geographisch, sondern sehr viel breiter, beispielsweise auch symbolisch interpretiert. Nun gibt die Titelbenennung des zu besprechenden Buches die Richtung pointiert vor. Wie die Herausgeber Jan Willem Drijvers und Noel Lenski in der Einleitung bemerken, ist das fünfte Jahrhundert ein Zeitalter des Wandels, wohl im Gegensatz zum vierten Jahrhundert, das für sie noch im Zeichen der Kontinuität steht. Der Wandel wird hier anhand literarischer, archäologischer und numismatischer Quellen erforscht. Zugleich belegt das Buch, wie sich Althistoriker zunehmend neuer Wissensressourcen annehmen, die den Naturwissenschaften entstammen (wie etwa die Dendrochronologie). Natürlich ist das fünfte Jahrhundert (unter anderem angesichts der damaligen Vielfalt der chronologischen Systeme) weder eine spätantike Gliederungseinheit der Zeit im strengeren Sinne, noch wäre es vorteilhaft gewesen, die Entwicklungen, die im vierten Jahrhundert wurzeln oder sich über das fünfte Jahrhundert hinaus vollziehen, außer Betracht zu lassen; doch dieser Fehler wird hier nicht begangen. Anders als die zeitliche Grenze wird die geographische jedoch nicht überschritten: Untersuchungsgegenstand ist das Römische Reich (bzw. die zu dessen Bereich im vierten Jahrhundert noch gehörenden Gebiete). Persien und das Barbaricum werden kaum thematisiert. Die Beiträge sind in sechs, jeweils kohärente Sektionen gegliedert (Natural Science, Archaeology and Material Culture, Barbarian and Roman in the Fifth-Century West, Law and Power, Religion and Authority, Literary Constructions and Cultural Memory), was für eine differenzierte Darstellung des untersuchten Zeitraums sorgt.

Die Sektion „Natural Science“ eröffnet den Sammelband. Dafür eignet sie sich, weil sie die meisten methodologischen Überlegungen (die aber vor allem der hier untersuchten Thematik gelten) zu bieten hat. Teilweise aus

seinem 2017 erschienenen Buch¹ schöpfend, betont Kyle Harper („The Climate of the Fifth Century“, 19–34), dass sich das Römische Reich über unterschiedliche Klimazonen erstreckte, weswegen man von ‚dem‘ Klima des römischen Imperiums gar nicht sprechen könne. Deshalb waren diese unterschiedlichen Zonen auch auf unterschiedliche Weise von den (meist nicht anthropogenen) Veränderungen des Klimas betroffen. Wegen dieser Diversität sah das fünfte Jahrhundert, das natürlich ebenfalls keine separate Einheit in der chronologischen Gliederung des Klimawandels darstellt, unterschiedliche Entwicklungen im Westen und Osten, im Norden und Süden des Reiches. Nachdem auf das von etwa 200 v. Chr. bis etwa 150 n. Chr. herrschende antike Klima-Optimum eine Übergangsphase gefolgt war, kam auch diese um 450 zu einem Ende. Damit wurde die erste Phase der spätantiken Kleinen Eiszeit eingeleitet, die bis etwa 530 andauerte, ein Zeitraum, nach welchem die Durchschnittstemperaturen noch weiter absanken. Allerdings war bereits die Zeit zwischen 450 und 530 alles andere als mild. Manche Bauaktivitäten unter Justinian sollten vor diesem Hintergrund als Antwort auf den vermehrten Niederschlag verstanden werden; auch waren die durch dieses Phänomen geschaffenen, für Nagetiere günstigen Bedingungen für die Justinianische Pest mitverantwortlich. Die untersuchte Problematik wird dabei (unterstützt durch zahlreiche graphische Abbildungen) auch dem klimatologischen Laien verständlich gemacht.

In seinem methodologisch ausgerichteten Beitrag „Climate Change and Agrarian Change between the Fourth and Sixth Centuries: Questions of Scale, Coincidence, and Causality“ (35–48) befasst sich Cam Grey mit der Frage der Beziehungen, die zwischen den Veränderungen der Agrarwirtschaft und denen des Klimawandels in der Spätantike bestanden. Der Verfasser betont, dass bei der Agrarwirtschaft der Klimawandel nicht der einzige Faktor war. So konnte etwa der sich lokal unterscheidende staatliche Bedarf dazu führen, dass der Anbau von Pflanzen vorangetrieben wurde, die den jeweiligen Bodeneigenschaften weniger entsprachen. Bei der Untersuchung

1 K. Harper: *The Fate of Rome. Climate, Disease, and the End of an Empire*. Princeton/Oxford 2017. Als bahnbrechend beurteilt diese Studie J. W. P. Wijnendaele in: *CR* 69, 2019, 560–562. J. Haldon, H. Elton, S. R. Huebner, A. Izdebski, L. Mordechai und T. P. Newfield üben dagegen starke Kritik an ihr: *History Compass* 2018 e12506, e12507 und e12507, URL: <https://doi.org/10.1111/hic3.12506> sowie <https://doi.org/10.1111/hic3.12507> und <https://doi.org/10.1111/hic3.12508>.

des Themas muss ferner zwischen den Temperatur- und Niederschlagschwankungen innerhalb des Jahreskreises und dem langsameren Wandel, der aber auf Dauer die Klimalage erheblich beeinflusste, unterschieden werden. Dazu kommt noch eine dritte Kategorie: die raschen Veränderungen, die in kürzester Zeit die Umgebung deutlich umgestalten konnten (wie etwa Vulkaneruptionen). Bei den Überlegungen zur Kausalität zwischen den Modi des Klimawandels und den Reaktionen der Bauern muss man berücksichtigen, dass die Perspektive der modernen Wissenschaft sich nicht zwangsläufig mit der Sichtweise der Menschen in der Spätantike deckt. Als anderes hermeneutisches Problem sieht Grey die sich in der Forschung abzeichnende Fokussierung auf den Wandel und die Vernachlässigung der Elemente der Kontinuität. Hinzu kommen die gerade in der von den Natur- und Geisteswissenschaftlern zusammen betriebenen historischen Klimaforschung öfters vorhandenen Kommunikationsschwierigkeiten. Die Thematisierung der begrifflichen und heuristischen Probleme, die die in der Erforschung der Spätantike seit Jahren angewandten Paradigmen (*continuity, change, transformation*) mit sich bringen, ist zwar nicht neu, aber gerade da, wo es um eine sich erst entwickelnde interdisziplinäre Klimawandelforschung geht, ist eine gewisse begriffliche Vorsicht, zu der der Beitrag einlädt, geboten.

Auf diese beiden thematisch verbundenen Studien folgt die letzte in der Sektion, in welcher der Zufluss von Gold untersucht wird, den das Römische Reich zwischen etwa 380 und 450 erlebte und der sich in der Vermehrung der goldenen Münzen abgezeichnet hat. Diese Zunahme erklärt Dominic Solly („A Spanish Bonanza? A Reexamination of Roman Gold Mining Technology“, 49–61) nicht, wie es die bisherige Forschung getan hat, mit der Entdeckung neuer Goldgruben oder damit, dass die effizienter gewordene Versteuerung „*in specie*“ dem Staat Gegenstände aus Gold lieferte, die nach dem Einschmelzen zur Münzprägung verwendet werden konnten. Stattdessen sieht er den Grund für den Zuwachs in der Anwendung einer neuen Technologie, nämlich eines Schlauchs, mit dem man dank des Wasserdrucks Goldkiese aus dem zutage geförderten Gestein auswaschen konnte. Die dafür notwendigen Kanäle, die in der Spätantike in Spanien vermehrt angelegt worden seien, könnten laut Solly vor diesem Hintergrund erklärt werden. Den literarischen Zeugnissen könne man wiederum entnehmen, dass den Römern das nötige Wissen, um diese Technologie (die seit der Frühmoderne explizit belegt ist) anzuwenden, bereits zur Verfügung ge-

standen habe. Da die zwischen 380 und 450 geprägten Münzen ungewöhnlich reich an Platin sind, sollen sie aus den iberischen Gruben gekommen sein, zumal die beiden anderen platinreichen Gebiete (Illyricum und Ural) für diesen Zeitabschnitt nicht in Frage kommen. Es stellt sich allerdings die Frage, ob der vom Verfasser postulierte Gebrauch einer neuen Technologie den Zufluss von Gold besser zu erklären vermag als die anderen Deutungen, deren Stärke darin besteht, dass sie auf keinen hypothetischen Annahmen beruhen.

Die archäologische Sektion des Sammelbandes eröffnet ein Beitrag von Anna Flückiger („Blind Dating: towards a Chronology of Fifth-Century Material Culture in Augusta Raurica“, 65–78), der zeigt, was die Verwendung dreidimensionaler computergestützter Modelle für die Erforschung der schwer zu interpretierenden archäologischen Funde leisten kann. Für die 1993 in Augusta Raurica (heute Augst und Kaiseraugst in der Schweiz) gefundenen Münzen konnten Markus Peter und die Verfasserin 846 Prägungsdaten identifizieren und feststellen, dass die Geldstücke zum größten Teil aus dem vierten Jahrhundert stammen. Die Tatsache, dass diejenigen Münzen, die nach 378 aus unedlem Metall geprägt worden waren, auch im fünften Jahrhundert noch weithin Verwendung fanden und öfters durch keine neueren Prägungen ersetzt wurden, erschwert die Altersbestimmung der Funde erheblich. Diese Schwierigkeit wird zusätzlich durch die Eigenschaften des in Augusta Raurica vorhandenen archäologischen Horizonts gesteigert. Als Lösung bietet die Verfasserin die Nutzung der dreidimensionalen Modelle an (sie werden auch im Beitrag abgebildet, leider – wie stets in diesem Sammelband – nur in Graustufen), die eine ungefähre Datierung ermöglichen, indem sie die Position der Münzen, die sich allein aufgrund ihrer jeweiligen Prägungsdaten chronologisch nicht einstufen lassen, so abbilden, wie sie am Fundort aufgefunden wurden. Die späteren Strata liegen nämlich höher als diejenigen, welche als erste die auf das vierte Jahrhundert zu datierenden Münzen aufweisen. Dadurch gelingt es auch, den Fundort, Augusta Raurica, als einen in der Spätantike ständig bewohnten Platz zu identifizieren. Der Ansatz des Beitrags wirkt vielversprechend und bietet gute Aussichten für weitere Forschungen, wenn man die von der Verfasserin verfochtene Methode auf andere Ausgrabungsorte anwendet.

John Hermann und Annewies van den Hoek („The Vandals and the End of Elite North African Ceramics: Relief Decoration on African Red Slip Ware“, 79–90) suchen nach den Gründen des Verschwindens eines für den

Bedarf der Eliten bestimmten Zweiges der Produktion afrikanischer Keramik. Während die Forschung häufig dazu geneigt hat, die Vandalen eher als geschickte Verwalter der nordafrikanischen Wirtschaft anzusehen, die die Keramikproduktion sogar intensivierten, weisen die Verfasser darauf hin, dass diese Ausweitung nur für weniger anspruchsvolle Typen der Keramik galt. Dagegen hörte die Produktion einer für den Gebrauch der Eliten bestimmten Art der afrikanischen *red slip ware* präzise dann auf, als die Vandalen 439 die Gebiete erobert hatten, in denen diese ‚elitäre‘ Keramik hergestellt und gekauft wurde. Ohne die Produktion sämtlicher Keramik zu unterbinden, beendeten die Eroberer die Produktion einer Art von Waren, die bislang für eine Elite bestimmt war, welche sie zum größeren Teil, wie die Autoren unter Berufung auf die (wohl voreingenommenen) literarischen Quellen (Victor von Vita, Prokop) behaupten, zumindest ökonomisch vernichteten. Diese These wirkte überzeugender, wenn man sie entschärfte: Die Eliten könnten in einer unsicheren Zeit in ihrem Umgang mit eigenen finanziellen Ressourcen vorsichtiger geworden sein.

Der Beitrag von Marco Cavalieri, Gloriana Pace und Sara Lenzi („Aiano-Torraccia di Chiusi (San Gimignano, Siena): A Roman Villa in Central Italy during Late Antiquity“, 93–103) behandelt eine architektonisch ungewöhnliche Villa. Die Geschichte dieses Baus wird in sechs Phasen gegliedert: Auf die erste Phase (Ende des dritten bis Anfang des vierten Jahrhunderts) werden drei Räume datiert, um die herum in der zweiten Phase (Ende des vierten bis Anfang des fünften Jahrhunderts) ein monumentaler, viel größerer Komplex gebaut wurde. In der dritten Phase (zweite Hälfte des fünften bis Mitte des sechsten Jahrhunderts) wurde die Villa verlassen; stattdessen zogen Handwerker ein, deren gut organisierte Werkstatt die Bausubstanz der nicht mehr bewohnten Gebäude wiederverwendete. Die drei darauffolgenden Phasen sahen den fortschreitenden Zerfall des Komplexes. Die Autoren machen es dem Leser einfach, die verschiedenen Phasen und die Veränderungen zu verfolgen, zu denen es an der Villa im Laufe der Zeit kam. Man würde sich wünschen, dass diese soliden, sachlichen Teile des Beitrags von etwas ausführlicheren Interpretationsversuchen begleitet würden.

In den bisherigen Beiträgen der archäologischen Sektion galt die Aufmerksamkeit der Autoren vor allem den Entwicklungen im Westen. Der geographische Schwerpunkt verschiebt sich in den beiden folgenden Beiträgen nach Osten. Die von Uzi Leibner und Zeev Safrai verfochtene These, Palästina, und hier vor allem Galiläa, hätte am Anfang des fünften Jahrhunderts

einen demographischen und wirtschaftlichen Verfall erlitten, widerlegt Zeev Weiss („Defining Limits in Times of Shifting Borders: Jewish Life in Fifth-Century Palestine“, 105–119) überzeugend. Seine Analyse der Funde aus den Städten Tiberias und Sepphoris sowie ihrer Umgebung liefert gute Argumente für die These der Mehrheit der Gelehrten, die nicht von einem Niedergang ausgehen. Die Ausgrabungen umfassen insgesamt hundert Quadratkilometer der damals zum großen Teil von Juden bewohnten Gebiete und lassen nicht nur auf die Blüte der Städte (unter anderem Neubau von Synagogen, Ausschmückung der öffentlichen wie auch privaten Gebäude mit Mosaiken, die teilweise klassische, teilweise aber auch Motive der hebräischen Bibel aufweisen), sondern auch auf die ihres Hinterlandes schließen. Dadurch wird aber die (im Beitrag allerdings lediglich in der ersten Anmerkung angedeutete) Frage aufgeworfen, warum die spätantike Gesetzgebung, die eben den Bau neuer Synagogen untersagte, in der untersuchten Region offensichtlich außer Kraft geblieben ist.²

Young Richard Kim widmet Zypern seine Aufmerksamkeit („The Little Island That Could: Cyprus in the Fifth Century“, 121–134). Nach einigen zerstörerischen Erdbeben im vierten Jahrhundert erlebte die städtische Kultur der Insel im fünften Jahrhundert eine Blütezeit, die der Autor anhand der Städte Salamis und Kourion veranschaulicht (die Mosaiken und Inschriften, die die traditionelle Ikonographie mit christlichen Motiven verbinden, fallen besonders auf); an dieser Blüte hatte aber auch das Hinterland Anteil. Auf sehr ähnliche Phänomene wurde bereits im Beitrag von Weiss hingewiesen. Beim Lesen solcher Stellen wünscht man sich, die Beiträge enthielten wenigstens knappe Querverweise auf andere Teile desselben Buches. Für einen Leser, der den Band nur deshalb aufschlägt, um einen bestimmten Beitrag zu lesen, wäre das zweifellos vorteilhaft. Anders als bei den meisten Beiträgen in dieser Sektion des Buches wird hier detailliert auf die kirchlichen Angelegenheiten eingegangen, und zwar auf die Autokephalie der zypriotischen Kirche, die es vermochte, ihre Selbständigkeit vor den Ansprüchen der antiochenischen Bischöfe zu schützen, indem sie sich gegen Ende des fünften Jahrhunderts immer mehr an Konstantinopel orientierte. Dabei fällt

2 Vgl. etwa Cod. Theod. 16,8,25,2 und Cod. Theod. 16,8,27. Die Konstitutionen sind aus den 420er Jahren, während der Beitrag neben den auf das frühe fünfte Jahrhundert zu datierenden Synagogen auch solche auflistet, die aus der Mitte des fünften Jahrhunderts (115) stammen oder sogar seit dem Umbau in den 430er Jahren bis zum Anfang des siebten Jahrhunderts genutzt wurden (113).

auf, dass der Verfasser die Intervention des Johannes, des Bischofs von Antiochia, der, um seine Rechte 431 geltend zu machen, den *magister militum per Orientem* Dionysius um Hilfe bat, als „at the least irregular“ (128) bezeichnet. Doch war gerade das davorliegende ausgehende vierte Jahrhundert von viel brutaleren Fällen der ‚Einmischung‘ (vom Standpunkt derer betrachtet, die sich dadurch benachteiligt fühlten) staatlicher Beamter³ in die kirchlichen Angelegenheiten gekennzeichnet. Die Episode aus dem Jahr 431 kann man im Hinblick auf die nahe Vergangenheit mit Recht allerdings eher als einen Fall der Zurückhaltung verstehen (Dionysius wurde lediglich darum gebeten, die Bischöfe und Verwalter der Insel mit einem Schreiben zum Gehorsam aufzurufen).

Die das Verhältnis zwischen Römern und Barbaren im Westen thematisierende Sektion wird mit einer Studie eingeleitet, die die Unterschiede der beiden Gruppen und ihren jeweiligen Anteil am Untergang des Römischen Reiches untersucht. Ralph W. Mathisen („The End of the Western Roman Empire in the Fifth Century CE: Barbarian Auxiliaries, Independent Military Contractors, and Civil Wars“, 137–156) bemüht sich zu beweisen, dass die „otherness“ der spätantiken Barbaren, der man in Primärquellen und in der Forschung stets begegnet, lediglich jene Distanz bedeutete, die die aus Männern bestehende und des Schreibens fähige römische Elite auch Frauen, Sklaven und Ungebildeten entgegenbrachte. Im frühen Kaiserreich unterschied man Mathisen zufolge zwischen Bürgern und Provinzialen, in der Spätantike zwischen Römern und Barbaren. Beide Gruppen zusammen machten laut Mathisen allerdings die römische Bevölkerung aus, wobei der Verfasser hier mit dem Barbarenbegriff die Gruppen innerhalb der Grenzen meint. Diese Behauptung findet aber keine Bestätigung in rechtlichen Quellen. Wenn Mathisen beispielsweise behauptet, seit 386 sei der ‚Arianismus‘ der Barbaren vom Staat legitimiert gewesen und seine Anhänger hätten im öffentlichen Leben tätig sein können, blendet er damit nicht nur die literarischen Quellen der Spätantike aus, die die Unterschiede zwischen den Römern und den ‚Fremden‘ öfters thematisieren, sondern suggeriert auch, dass jeder, der in der spätantiken Politik einen Handlungsspielraum hatte, allgemein als ‚dazugehörend‘ akzeptiert worden sei. Nachdem der Verfasser seine Vorstellung über die Identitätsfrage dargelegt hat, kommt er zu seiner Hauptthese. Die barbarischen Invasionen waren laut Mathisen sowohl in

3 Die Schriften des Athanasius und andere Dokumente des trinitarischen Streites des vierten Jahrhunderts (wie z. B. die *Historia acephala*) liefern dafür zahlreiche Beispiele.

ihrer Zahl wie auch in ihrer Zerstörungskraft zu begrenzt, um das Ende des Römerreiches erklären zu können. Vielmehr hätten sich die Römer immer mehr auf die barbarischen Soldaten verlassen, was wiederum den Aufstieg einer Gruppe von „independent military contractors“ (146) förderte, die die Truppen rekrutierten, um sie später dem Staat anzubieten. So seien Karrieren wie jene von Alarich, aber auch die von vielen Anführern geringerer Reichweite zu erklären. Auch manche Römer, darunter selbst Senatoren, hätten private Armeen aufgeboden, um ihre lokale Macht zu schützen und eigene Ziele zu verfolgen. Für die daraus entstehende Rivalität zwischen solchen Anführern von Privatarmeen, bei der ihre jeweilige Identität keine Rolle spielte, sei eher die Bezeichnung Bürgerkrieg zutreffend, so der Verfasser (148–151). Auch wenn man (unter Ausblendung der Kritik an ihren Prämissen) bereit wäre, dieser These zuzustimmen, so müsste man doch die Barbaren als Verhaltensmuster ansehen, die auch manche Römer dazu bewegt hätte, „independent military contractors“ zu werden. Insofern überzeugt dieser Versuch, den Barbaren einen entscheidenden Anteil an Roms Untergang abzusprechen, nicht. Auch bleibt eine Auseinandersetzung mit dem Beitrag von Veronika Egetenmeyr aus, die zeigt, dass einem Sidonius Apollinaris auch diejenigen Barbaren, denen er tagtäglich begegnete, nur *peregrini*, also Fremde, und keineswegs Mitbürger waren (175).

Danach rückt die durch literarische Quellen belegte ‚barbarische‘ Perspektive, die über den Gegensatz zwischen barbarischer Fremdheit und exklusivem Römertum hinausgeht, in den Vordergrund. Auf den Umgang des Burgunderkönigs Gundobad mit der römischen Tradition geht Merle Eisenberg („A New Name for a New State: the Construction of the Burgundian *Regio*“, 157–167) ein. In seiner Gesetzgebung griff dieser Herrscher auf das spätantike Recht zurück, das den Umständen in seiner *regio* angepasst wurde. Denn – aus der Sprache des *Codex Theodosianus* schöpfend – bezeichnete Gundobad sein Herrschaftsgebiet keineswegs als *Burgundia*, sondern als immer noch einen Teil des Römerreiches ausmachende *regio* (und nicht etwa als *res publica*, was Römisches Reich schlechthin oder – bei Cassiodor – auch das Ostgotenreich bezeichnete); den Begriff *regio* deutet der Autor als „loosely demarcated large area“ (161). Im Briefwechsel des Gundobad-Nachfolgers Sigismund mit dem Ostkaiser Anastasius aber wurde Burgund als *res publica* bezeichnet (162–163), ein gutes Beispiel für die andersartige Gestaltung einer sich nach außen richtenden Kommunikation gegenüber dem Sprachgebrauch für die Binnenkommunikation. Der eben intern verwendete

Begriff *regio* begann bald identitätsstiftend zu wirken und sich auch in nicht-gesetzlichen Texten zu verbreiten. Beide Begriffe, auch die etwas polemisch gefärbte *res publica*, sollten die Zugehörigkeit Burgunds zur römischen Welt betonen. Die Datierung nach den Konsuln habe dem gleichem Zweck gedient. Ergänzend zu diesem überzeugenden Beitrag kann man die wichtige Rolle der Stadt Lyon als einen weiteren Faktor der Kontinuität zwischen der burgundischen *regio* und der römischen *res publica* hervorheben.

Aus manchen Traditions- und Identitätstheorien schöpfend, veranschaulicht der (aus der Sicht des Rezensenten wohl besser in die direkte Nähe zur Studie von Mathisen gehörende) Beitrag von Veronika Egetenmeyr („Barbarians» Transformed: the Construction of Identity in the Epistles of Sidonius Apollinaris“, 169–181), wie der gallische Aristokrat Sidonius Apollinaris die literarische Bildung und Tradition verwendete, um sein Selbstbild und die Selbstwahrnehmung seiner gesellschaftlichen Schicht darzulegen, sich gleichzeitig von jenen, die über diese Bildung nicht verfügten, abzugrenzen und sie als Fremde („others“) einzustufen. Der Briefwechsel von Sidonius veranschaulicht nicht nur sein Streben danach, den Lesern seine tiefe Verwurzelung in der sittlichen und literarischen *Romanitas* vor Augen zu führen, sondern auch seinen Willen, sich als Vermittler dieser Tradition zu positionieren. Im starken Kontrast zur römischen Tradition, die er zu verkörpern glaubte, sah er die ‚Barbaren‘ (die ihm nicht nur aus der Lektüre, sondern aus seiner unmittelbaren Umgebung bekannt waren) stets als Fremde, als tierähnliche, wilde Wesen, die in seinen Augen nur unwesentlich besser waren als Sklaven. Interessanterweise wurde auch für Sidonius die christliche Orthodoxie im Gegensatz zum barbarischen ‚Arianismus‘ zum Merkmal der *Romanitas*. Gleichzeitig glaubte Sidonius, die Barbaren könnten durch die klassische *Paideia* zu Römern erzogen werden; die Römer könnten wiederum durch Fehlverhalten zu Barbaren werden. Die Verfasserin betont dabei, dass Sidonius höchst subjektiv die Entscheidung traf, welche Personen als (assimilierte) Römer gelobt und welche Römer als dem Barbarentum verfallen getadelt werden sollten. Dass es für solche Urteile keine objektiven Kriterien gibt, überrascht aber kaum.⁴ Vielmehr ist das Spezifische am Denken des

4 Im Gegenzug muss aber auch betont werden, dass solche Darstellungen andererseits keine rein subjektiven Konstrukte sein konnten und sich wenigstens auf einen gewissen Tatsachenbestand stützen mussten, um noch überzeugen zu können – einen unkultivierten Mann barbarischer Herkunft hätte Sidonius nicht als seinen Bildungsgenossen darstellen können.

Sidonius interessant, und dabei fällt etwa der im Beitrag thematisierte Unterschied auf, den dieser Literat macht: zwischen Barbaren als einer durchaus negativ beurteilten Gruppe einerseits und denjenigen Individuen barbarischer Herkunft andererseits, die er als Römer anzusehen bereit war. Allerdings werden die positiven Stereotypen, die über die Barbaren auch in der Spätantike kursierten (man denke etwa an Priscus, fr. 8), im Beitrag nicht thematisiert – die Feststellung ihrer Abwesenheit bei Sidonius (falls diese so festzustellen ist) hätte die so überzeugend durchgeführte Analyse von dessen Fremdiskurs bereichern können.

Die vierte Sektion mit dem als „Law and Power“ bezeichneten Leitthema wird mit dem Beitrag von Kevin Feeney („The Emperor is Dead, Long Live the Emperor: Imperial Interregna in the Fifth Century“, 185–196) eröffnet. Der Verfasser hinterfragt darin die Interregna des fünften Jahrhunderts. Während die ersten beiden Jahrhunderte des Kaiserreichs durch eine relativ stabile Machtübergabe innerhalb der jeweiligen kaiserlichen Dynastien gekennzeichnet waren und auch in späteren Zeiten das durch den Tod des jeweiligen Herrschers entstandene Machtvakuum rasch gefüllt wurde, leitete das Ableben von Honorius (423) eine neue Entwicklung ein: Fast hundert Tage dauerte es, bis Johannes sich im Westen zum Kaiser erheben ließ. Die Reaktion darauf aus Konstantinopel, wo man Johannes nicht anerkannte, folgte dagegen erst im Oktober 424, als man stattdessen Valentinian III. nach Westen schickte. Das Zögern der westlichen Eliten, einen eigenen Mann auf den Thron zu setzen, und das Zögern des Ostens, das Machtvakuum zu füllen, kennzeichne von nun an in den meisten Fällen den Machtübernahmeprozess im Westen bis 476. Dieses Phänomen sei laut Feeney weder auf die längeren Verhandlungen zwischen den beiden Teilen des Reiches zu reduzieren noch darauf, dass man am Bosphorus das Interesse am Westen verloren hätte, oder aber auf die Ängste der westlichen Eliten, eine Usurpation führe zur militärischen Intervention des Ostheeres. Die Kaiser verloren zwar im Westen wie auch im Osten an Macht, doch im Osten ergaben sich solche Interregna kaum, was der Autor vor allem auf die Legitimitätsstiftende Rolle der kaiserlichen Frauen zurückführt, die, anders als die westlichen Heermeister, kein Interesse an längeren Interregna hatten. Feeney zufolge ist dies ein Zeichen dafür, dass im Osten der Figur des – jetzt passiveren, nichtmilitärischen – Kaisers weiterhin die entscheidende Bedeutung beigemessen wurde, was nicht für den Westen galt, wo man auch bald keinen Kaiser mehr hatte. Das überzeugt in gewisser Hinsicht, es hätte aber

der These des Verfassers mehr Argumentationsstärke verliehen, hätte er sich detaillierter mit den Verhältnissen der Kaiserfrauen zu anderen Personen und Gruppen, die bei der Kaiserwahl das Sagen hatten, auseinandergesetzt. Die Kaiserfrauen agierten ja nicht im leeren Raum und konnten über die von ihnen abgeleitete Legitimität meistens nicht vollkommen frei verfügen.⁵

Mit dem Problem der Machtübergabe im fünften Jahrhundert beschäftigt sich auch Meaghan McEvoy, die dies anhand einer Fallstudie näher beleuchtet („Leo II, Zeno and the Transfer of Roman Imperial Rule from a Son to his Father in 474 CE“, 197–208). Auch wenn die Herrschaft der Kinderkaiser in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts seit mehreren Jahrzehnten im Westen eher die Regel als die Ausnahme war und auch im Osten kein unbekanntes Phänomen darstellte, war die Lage des jungen Kaisers Leo II. ungewöhnlich, da sein Vater zur Zeit seiner Erhebung noch lebte, allerdings selbst nicht den Purpurmantel trug. Mit der Erhebung Zenos, der Ariadne, die Tochter des Kaisers Leo I., geheiratet hatte, zum Mitkaiser seines Sohnes wurde eine ungewöhnliche Lösung gefunden. Damit konnte sich zum ersten Mal in der römischen Geschichte ein Heermeister auf Dauer als römischer Kaiser etablieren.⁶ Zwar verlief die erste Zeit seiner Herrschaft eher symbolisch im Schatten seines Sohnes, was die Münzprägung zum Ausdruck bringt. Leo II. blieb jedoch nur zehn Monate nach der Erhebung seines Vaters am Leben. Darauf folgte die Konfrontation mit dem Usurpator Basiliscus, aus der Zeno als Sieger hervorging, weil er sich die Loyalität des gegnerischen Heerführers Armatius sichern konnte. Dessen Sohn machte Zeno zum Mitkaiser, nur um ihn kurz darauf ins Kloster zu verbannen und seinen Vater hinrichten zu lassen. Diese Entwicklungen zeigen die Rolle, die dem kaiserlichen Nachwuchs als Hoffnungsträger und Stabilitätsstifter zukam, deuten aber gleichzeitig darauf hin, dass kaiserliche Kinder sich letztendlich als nicht unbedingt notwendig erwiesen:⁷ Zeno konnte sich mehrere Jahre am Ruder des Staatsschiffs halten, und später blieb auch die neue Ehe seiner Witwe mit dem damals schon alten Anastasius kinderlos: Es waren die kaiserlichen Frauen, die zu Trägerinnen der Kontinuität wurden. Der Beitrag zeigt anhand der Fallstudie, wie diese Entwicklung möglich wurde.

5 Das wird etwa am ‚Krönungsprotokoll‘ des Anastasius sichtbar.

6 Constantius III. verstarb 421 nur wenige Monate nach seiner Erhebung.

7 Allerdings setzte diese Entwicklung im Osten bereits unter Theodosius II. ein, der nach 42-jähriger Regierung keinen Sohn als Nachfolger hinterließ.

Nach der Meinung des Rezensenten hätte hier allerdings die Frage thematisiert werden sollen, weshalb nicht eine ältere römische Strategie zum Zuge kam, nämlich die der Adoption eines reifen Nachfolgers durch den Kaiser, der von seinem Vater oder einem Vormund aus den Kreisen des Heeres unabhängig gewesen wäre. War die Rolle, die den kaiserlichen Frauen zukam, der schwindenden Bedeutung dieser Strategie in der Spätantike zu verdanken?⁸

An das Thema der Kinderkaiser bzw. jenes der Erwartungen, die auch den unreifen Herrschern entgegengebracht wurden, geht auch Felix K. Maier („Active Rulership Unrealized: Claudian’s Panegyric on Honorius”, 209–219) heran. In seinem Beitrag versucht er zu veranschaulichen, was für eine schwierige Aufgabe Claudian als Panegyriker des jungen Kaisers Honorius hatte. Es gehörte ja traditionell zu den Tugenden eines römischen Herrschers, erfolgreiche Kriege zu führen. Da aber nach Maier mit der Niederlassung Theodosius’ I. in Konstantinopel die Ära der Palastkaiser begann, die nicht mehr in den Krieg zogen,⁹ könne man erwarten, dass Claudian für Honorius das Programm eines Palastkaisers vorsehen werde. Dies treffe aber nicht zu; stattdessen stelle der Dichter Honorius als einen künftigen kriegerischen Kaiser dar: Dieser werde sich zu einem tapferen Anführer entwickeln, nachdem er erst die Altersreife erreicht habe. Da es einerseits Stilicho nicht gelungen sei, den Dichter dazu zu bringen, dessen militärisches Potential als Heermeister zu betonen oder für eine gemeinsame Herrschaft des Kaisers und seines Vormunds zu plädieren, und da andererseits ein Plädoyer für das Palastkaisertum angesichts der Erwartungen des Publikums nicht in Frage gekommen sei, sei das Versprechen, Honorius werde seine Fähigkeit als militärischer Anführer in der Zukunft unter Beweis stellen, die einzig verbliebene Lösung gewesen, auf die Claudian habe zugreifen können. Da aber Claudian, wie es seine Dichtung stets bezeugt, Stilichos Gefolgs-

8 Der Beitrag enthält überdies mehrere Schreibfehler: Der Name Kosinski (eigentlich doch Kosiński) wird in den Anmerkungen mehr als einmal (200, Anm. 24; 202, Anm. 35; 204, Anm. 45) als Kosinski geschrieben; der Name Leszka wird sogar im Literaturverzeichnis (208) falsch (als Lezska) angegeben.

9 Das ist jedenfalls die Hauptthese von F. K. Maier: Palastrevolution. Der Weg zum hauptstädtischen Kaisertum im Römischen Reich des vierten Jahrhunderts. Paderborn 2019 (Antike Imperien. Geschichte und Archäologie 1). Vgl. dazu die Rezension von U. Lambrecht: Plekos 21, 2019, 453–487 (URL: <http://www.plekos.uni-muenchen.de/2019/r-maier.pdf>).

mann par excellence war, ist das von Maier vermutete Scheitern des Heermeisters, das dichterische Gedankengut Claudians seinen Erwartungen entsprechend zu gestalten, auszuschließen. Da auch ein bewusster Verzicht auf die Schilderung des Honorius als eines kriegerischen Kaisers für Claudian nicht infrage kam, ist es nicht überraschend, dass Claudian die Erfüllung der traditionellen Erwartungen in die Zukunft verschob. Dass Claudian dies so ausführte, überrascht nur dann, wenn man seine Gedichte von dem Hintergrund eines vom Verfasser postulierten und zum Programm entwickelten Palastkaisertums lesen will.¹⁰

In ihrem Beitrag, der im Hinblick auf den Gegenstand der Untersuchung mit gutem Recht auch in die dritte Sektion hätte eingegliedert werden können, untersucht Marie Roux die „Administrative Transitions in Gaul during the Second Half of the Fifth Century: the Example of the Visigothic Kingdom through the *Breviary of Alaric*“ (221–231). Sie stellt das Anpassungsvermögen der Westgoten in Bezug auf die Verwaltung ihres Reiches anhand des *Breviarium Alarici* fest. Dank der Analyse der Veränderungen und der Kommentare, mit denen die aus der römischen Gesetzgebung ins Breviarium von Alarich übernommenen Gesetze versehen wurden, zeigt sie, dass die Verwaltungseinheiten Präfektur und Diözese als solche unter den Westgoten nicht mehr vorhanden waren. Stattdessen wurde eine aus drei Stufen zusammengesetzte Gliederung (Provinzen, Städte und *Loc*) etabliert. Bei allen Veränderungen, die auch auf die Struktur des Beamtentums Einfluss hatten, übernahmen die Westgoten manches aus der vorhandenen römischen Tradition. Diese Übernahmen sollen aber ausgewählt und an die neue Wirklichkeit des Westgotenstaates angepasst worden sein, wie die Autorin vorschlägt. Der Beitrag veranschaulicht in gelungener Weise, wie sich der Prozess der Umgestaltung einer Dimension des römischen Erbes bei den Westgoten vollzogen hat. Fragen und Zweifel hat der Rezensent vor allem in Bezug auf die am Anfang des Beitrags erwähnte, von der bisherigen Forschung vorgeschlagene und von Roux bejahte Zäsur des Jahres 550, nach welcher sich die barbarischen Staaten zu *weak states* entwickelt haben sollen.¹¹

10 Zweimal beruft sich Maier fälschlicherweise auf Claudians Lobgedicht über Stilichos „second consulship“ (216 und 216, Anm. 27) statt auf das zweite Buch von *De consulatu Stilichonis*.

11 Diese Schwäche soll sich im Kollaps des Besteuerungssystems und des Gerichtswesens manifestiert haben. Dass die Lage auch nach 550 differenzierter zu beurteilen

Den teilweise bereits in den Beiträgen von Weiss und Kim berührten Wandel im Bereich der Religion thematisiert Maijastina Kahlos anhand eines Phänomens, das sich im Laufe der Zeit zur Trennungslinie zwischen Eliten und nichtelitären Schichten entwickelt hat. Sie untersucht die Veränderungen, die das Darbringen der (nicht nur blutigen) Opfer in der ausgehenden Antike erlebte („Shifting Sacrifices? Fifth-Century Developments in Ritual Life“, 235–245). Eine klare Grenze in dieser Entwicklung stellt das Jahr 392 dar, als Theodosius I. jede Art von öffentlichen Opferungen verbot. Diese sollen am Anfang des fünften Jahrhunderts eingestellt worden sein, ohne allerdings vollständig aus schwerer kontrollierbaren Räumen (ländlichen Schreinen, privaten Grundstücken) zu verschwinden. Es wurde in der Forschung behauptet, die für die Christianisierung der Landbevölkerung verantwortlichen Eliten – auch die geistlichen – hätten es gebilligt, dass die alten paganen Riten durch ähnliche, aber christlich geprägte Opferdarbringungen ersetzt worden seien. Ein Beispiel dafür liege etwa in den Dichtungen des Bischofs Paulinus von Nola vor, der sich sowohl der alten Kultterminologie bediente als auch aus dem dichtersprachlichen Duktus Vergils schöpfte, um zu schildern, wie einfache Leute Tiere für den heiligen Felix schlachteten. Die Verfasserin warnt allerdings vor der Verwendung eines allzu einfachen Modells, welches das Fortdauern der Opferungen durch eine schlichte Ersetzung zu erklären sucht. Diese kultischen Handlungen wurden nicht nur in einen anderen religiösen Kontext versetzt, sondern erheblich modifiziert, wobei die Elite, auch wenn sie es so darstellen wollte, nicht in Lage war, ihren Willen bei der einfachen Bevölkerung durchzusetzen und ihr nachhaltig eine neue Vorstellung vom Wesen kultischer Handlungen zu vermitteln. Der Schlussfolgerung, dass sich die komplexe Wirklichkeit nicht anhand eines sich von oben nach unten durchsetzenden Schemas beschreiben lässt, bei dem eine Praxis eins zu eins durch eine andere ersetzt worden wäre, kann man nur zustimmen. Allerdings scheint es dem Rezensenten untersuchenswert, ob sich die eng an die traditionellen Muster der dichterischen Sprache haltende Darstellung der kultischen Praktiken, die Paulinus von Nola bietet, nicht als Versuch eines Bischofs verstehen lässt, solche Praktiken, die den christlichen Lesern suspekt hätten erscheinen können, mithilfe der poetischen Sprache aus dem Bereich des Realen zu entfernen, in literarisches Spiel umzuwandeln und dadurch das Fragwürdige an ihnen zu entkräften. Stimm-

war, zeigt etwa I. Wood: *The Merovingian Kingdoms 450–751*. London [u.a.] 1995, 62–63 und 217–218.

te diese Erklärung, dann könnte sie ein zusätzliches Argument für die These von Kahlos liefern, dass die Kontrolle seitens der Elite fragiler war, als es die Autoren schriftlicher Quellen einzugestehen bereit waren.

Mit einem anderen von Veränderungen betroffenen Bereich setzt sich Aaron P. Johnson auseinander („The Fifth-Century Transformation of Apologetics in Cyril and Theodoret“, 247–259). Er weist auf die öfters in der Forschung geäußerte Meinung hin, dass die Entstehung der sehr späten, erst unter Theodosius II. geschriebenen Apologien, wie die den Schwerpunkt des Beitrags bildenden Texte *Contra Iulianum* von Kyrill von Alexandria und *De Graecarum affectionum curatione* von Theodoret, in Anbetracht der sich seit Konstantin vollziehenden Christianisierung des Römischen Reiches verwundere. Darauf erwidert Johnson, dass auch rein subjektiv als solche wahrgenommene Bedrohungen Anlass geboten hätten, eine Apologie zu verfassen. Dieses Argument überzeugt; ein weiteres allerdings, welches der Verfasser liefert, dass nämlich die apologetischen Werke auch dem Zweck der Selbstprofilierung ihrer jeweiligen Autoren hätten dienen können, lässt die Frage außer Acht, ob eine erneute Thematisierung des christlich-paganen intellektuellen Streites in einem Zeitalter, in welchem, wie der Verfasser behauptet, ein solcher Streit bereits als inzwischen nicht mehr relevant angesehen werden konnte, nicht vielleicht auch ein gewisses Risiko für die Autoren darstellte, etwa weil die antipagane Polemik bereits den Zeitgenossen möglicherweise unzeitgemäß erschien. Hätte der Aufsatzautor aber auch der Entwicklung im Westen Aufmerksamkeit gewidmet, so hätte er vielleicht festgestellt, dass in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts die antipagane Polemik mit dem *Gottesstaat* des Augustinus und der *Historia adversus paganos* des Orosius eine neue Blütezeit erlebte. Vielleicht hätte eine solche Erweiterung des Blickfeldes um den Westen die Realität, in der die zwei auf Griechisch schreibenden Verfechter des Christentums als Apologeten tätig waren, nuancierter wahrnehmen lassen können. Dennoch stellt der Beitrag eine nützliche, wenn auch rudimentäre Einführung in die apologetischen Werke der beiden Autoren dar.

Die Thematik der Spannung zwischen Eliten und Nichteliten wird im Rahmen des Sammelbandes durch den Beitrag von A. E. Tiggy McLaughlin erneuert aufgegriffen („Ordinary Christians and the Fifth-Century Reform of the Church in Gaul“, 261–272). Sie untersucht die gallischen Konzilien des fünften und sechsten Jahrhunderts, um ihren *canones* eine gewisse Agency der einfachen, dem Klerus nicht angehörenden Christen zu entnehmen. Dass

dies möglich ist, ist der in den *canones* fixierten bischöflichen Seelsorge zu verdanken. Die Gläubigen waren nämlich nicht nur passive Objekte der Missionierung, sondern beteiligten sich, wenn auch indirekt, an der Gestaltung der kanonischen Gesetze. Die Kirchenmänner sollten sich so beispielhaft benehmen, dass die Laien ihr Leben nachahmen konnten. Weiterhin bedeutete der Zuwachs an Getauften die Notwendigkeit, die kirchliche Administration und Infrastruktur (vor allem die Kirchen selbst) auszubauen, wobei die Konzilsbeschlüsse diesen Ausbau beschleunigten. Andererseits aber beeinflussten die *canones* das Leben aller Christen. Zum einen strebten sie nach Vereinheitlichung der Liturgie. Zum anderen wurde als heidnisch oder jüdisch eingestuftes religiöses Handeln der Gläubigen mit dem Kirchenbann bedroht.¹² Die Konzilien regelten nicht nur die Sitten des Klerus, sondern auch das äußere Erscheinungsbild der Kleriker, das schon an sich den Vertreter des Klerus als solchen einfach erkennen lassen sollte. Besonders interessant ist der Hinweis auf die zwei möglichen Schlussfolgerungen, die die Gläubigen aus dem Verhalten der Kleriker hätten ziehen können, welche die *canones* dazu verpflichteten, sich Frauen gegenüber distanziert zu benehmen, um nicht gegen den Zölibat zu verstoßen. Die Gläubigen, so die Verfasserin, hätten entweder daraus schließen können, dass die Kleriker für sexuelle Versuchungen besonders empfänglich waren und die Frauen deshalb mieden, oder dass es eben die Frauen waren, die ihre Sexualität nicht im Griff hatten. Andererseits bedeuteten die Regeln für die Pönitenten beider Geschlechter, die gegen die Keuschheit verstießen, eine Gleichsetzung von Männern und Frauen, die gleichermaßen zur öffentlichen Buße verpflichtet wurden. Das Verdienst des Beitrags besteht darin, dass er zeigt, welche Kenntnisse über

12 Auch wenn die Verfasserin glaubt, dass sich die von ihr zitierten *canones* nicht auf Heiden und Juden als separate Glaubensgemeinschaften beziehen, sondern auf die Christen, deren Handeln die kirchlichen Gesetzgeber diesen Kategorien zugerechnet haben, kann man mit gutem Recht voraussetzen, dass die gallischen *indaiçantes* tatsächlich einiges aus dem religiösen Leben ihrer jüdischen Nachbarn in ihr eigenes integriert hatten. Im Gegensatz zur als pagan oder magisch wahrgenommenen Religiosität hätten die zum Christentum Konvertierten die jüdischen Bräuche nicht aus ihrem bisherigen, nichtchristlich geprägten Leben übernehmen können. Eine andere Erklärungsmöglichkeit wäre, die als jüdisch eingestuften Praktiken mit christlichen Häresien in Zusammenhang zu bringen; die Gleichsetzung von ‚Arianern‘ und Juden gehörte ja seit langem zu dem polemischen Rüstzeug der Orthodoxen. Die Anmerkung der Verfasserin, die Christen hätten außerhalb der Liturgie (die als Missionierungsmittel im Prinzip jedem zugänglich sein sollte) keine Beziehungen mit Juden und Häretikern haben dürfen (268, Anm. 45), kann man auch vor diesem Hintergrund verstehen.

das Leben der ‚einfachen‘ Christen sich auch aus den durchaus elitären Quellen gewinnen lassen, ohne dass man die Hauptpunkte der Argumentation auf Hypothesen beruhen lassen müsste. Gleichzeitig wird auf die Kontinuität der Tätigkeit der Konzilien über das fünfte Jahrhundert hinaus hingewiesen: Mit den auf die erste Hälfte des fünften Jahrhunderts zu beziehenden Reformbestrebungen in Gallien wird eine Brücke zu Entwicklungen im sechsten und sogar siebten Jahrhundert geschlagen.

Bronwen Neil erörtert in ihrem Beitrag („Pope Gelasius’s Theory of Law and its Implementation at the End of the Fifth Century“, 273–284) das Schreiben des Papstes Gelasius an Kaiser Anastasius anhand des Gesetzesverständnisses dieses Bischofs. Die Verfasserin kann sich dabei auf die neuere Forschung stützen, die bewiesen hat, dass die ‚Zweigewaltenlehre‘ keine direkte Fortsetzung der Gedankenketten aus dem hier untersuchten Brief 12 darstellen. Vielmehr wurde dieser Brief (im Gegensatz zu manchen anderen Schreiben des Gelasius) bis in karolingische Zeit nicht in spätere Sammlungen der päpstlichen Dekretalien aufgenommen. Indem sie nicht die spätere Rezeption dieser Quelle, sondern ihren Platz in der Gedankenwelt des Verfassers untersucht, zeigt Neil, dass der Brief 12 ein Gesetzesverständnis des Gelasius erkennen lässt, welches auch in seinen anderen Schreiben zum Ausdruck kommt. Dieses gründete sich auf der scharfen Trennung zwischen kirchlichen und weltlich-herrschaftlichen Machtbereichen und erklärt, warum Gelasius Kleriker aus Italien nicht vor weltliche Gerichtshöfe laden ließ, sondern vor sein Gericht oder das anderer Bischöfe (*audientia episcopalis*), was angesichts der Überforderung der weltlichen Gerichtshöfe im ostgotischen Italien durchaus möglich war. Der Versuch, solche Vorstellungen dem byzantinischen Kaiser Anastasius aufzuzwingen, scheiterte aber. Neil bezweifelt jedoch die These, dass das Schreiben 12 von Anfang an zum Scheitern verurteilt gewesen sei und nicht darauf abzielte, den Kaiser zu beeinflussen, sondern vielmehr das Scheitern der Politik des Gelasius in Italien zu verbergen. Es scheint aber schwer vorstellbar, dass Gelasius ernsthaft an die Möglichkeit glaubte, den Kaiser zur Annahme seiner Ideen bewegen zu können. Zunächst als ein Schritt zu weit eingestuft, wurde das Schreiben 12 nach Jahrhunderten ausgegraben und in den Dienst der tagesaktuellen Bedürfnisse gestellt. Das Verdienst des Beitrags besteht hauptsächlich darin, dass er dieses

Schreiben im breiteren Kontext der Gedankenwelt des Gelasius untersucht.¹³

Edward Watts, mit dessen Beitrag („Hypatia in the Letter Collection of Synesius“, 287–295) die Sektion „Literary Constructions and Cultural Memory“ beginnt, bemüht sich um eine neue Interpretation des Briefwechsels von Synesius. Die Briefe an Hypatia versuchte man schon des Öfteren nach ihrer (wohl nur hypothetisch festzulegenden) Entstehungschronologie zu datieren. Eine von chronologischen Erwägungen geleitete Lektüre lässt den Eindruck entstehen, die Freundschaft zwischen Hypatia (die immer länger auf ihre Antworten warten ließ) und ihrem Schüler Synesius habe sich immer mehr gelockert. Da aber erst die moderne Forschung versucht hat, die Chronologie der Briefe zu etablieren, ist es schwer vorstellbar, dass das spätantike Publikum bereit gewesen wäre, die Briefsammlung auf diese Weise zu verstehen, so wie es die moderne Forschung oft getan hat. Hier muss man Watts Recht geben. Seine These aber, dass die Briefe, wenn sie in der Reihenfolge gelesen werden, in der sie in der Sammlung angeordnet sind, Hypatia als Lehrerin des Synesius erscheinen lassen und als jene autoritative Instanz, die seine eigenen Schriften hochschätzte, überzeugt ebenso wenig wie seine Überlegung, dass es Absicht des Herausgebers gewesen sei, die Briefe gezielt so anzuordnen, um bei den Lesern einen solchen Eindruck zu hinterlassen. Dafür hätte die Briefsammlung von einem Herausgeber ediert worden sein müssen (Synesius selbst kommt hier nicht in Frage), dem man eine so große Geschicklichkeit im Umgang mit der Korrespondenz und überhaupt eine solche Zielsetzung bei der Einordnung der Briefe, wie sie Watts ihm zuschreibt, zutrauen könnte. Da die Sammlung aber keine erkennbare Struktur ausweist, ist das auszuschließen. Außerdem muss man fragen, warum gerade die Briefe an Hypatia ein kohärentes, das Ansehen von Synesius steigerndes Narrativ über seine Freundschaft mit der Philosophin hätten bilden sollen, die gesamte sonstige Korrespondenz aber keine solchen Absichten eines Herausgebers erkennen lässt. Der Beitrag weist zu Recht darauf hin, dass das spätantike Publikum nicht über die Ergebnisse der modernen Forschung bezüglich der Entstehungschronologie der Briefe verfügte. Dass eine Lektüre

13 Allerdings lässt sich die von Neil postulierte Gleichsetzung aller nichtorthodoxen Christen mit Barbaren bei Gelasius (275–276) anhand des von ihr herangezogenen Briefes (*Epistula* 9) nicht beweisen. Da werden nämlich nur Vandalen als Barbaren dargestellt; die einzige Parallele zwischen ihnen und östlichen Häretikern besteht Gelasius zufolge im falschen Glauben.

dieser Briefe, die der durch den Zufall bedingten Struktur der Sammlung folgt, eine andere wäre als eine, die bei der Interpretation die Chronologie berücksichtigt, ist allerdings ein banaler Befund, der übrig bleibt, wenn man die (vom Verfasser selbst nicht bewiesene) Hauptthese von einer gezielten Sortierung der Briefe an Hypatia beiseitelegt.

Hajnalka Tamas („From Persecutor to Arbitrator of Orthodoxy: the Changing Face of Sextus Petronius Probus between the Fourth and the Fifth Century“, 297–306) untersucht unterschiedliche Bewertungen des Petronius Probus, eines der wichtigsten und reichsten Männer der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts, und wie lokale Memorialkulturen und Verhältnisse diese Bewertungen geprägt haben. Auch wenn Probus gegen Ende seines Lebens Christ wurde und seine Konversion anhand eines Epigramms auf seinem Grab (*De obitu Probi*, CIL 6,1756a–b) thematisieren ließ, vermochte er damit nicht, so die These, die schlechten Erinnerungen an seine Amtsausübung zu verdrängen. Die um 400 n. Chr. in Pannonien (wo Probus als Präfekt diente) entstandenen Märtyrerakten (*Passiones*) setzen nämlich einen Mann namens Probus in die Rolle eines Christenverfolgers aus der Zeit Diokletians ein. Dagegen machte der fast ein Jahrhundert später unter der Herrschaft der Vandalen lebende Bischof Vigilius von Thapsus ihn in seinem polemischen Dialog ebenfalls zu einem zwar heidnischen, aber am Christentum interessierten Aristokraten, der zum Richter über die christliche Glaubenslehre wurde, welcher letztendlich die Häresien verdammt und sich zur Orthodoxie bekehrte. Die pannonischen Legenden griffen, so die Verfasserin, auf die schlechten Erinnerungen zurück, die Probus durch seine finanziell belastende Amtsausübung in der Provinz hinterlassen hatte, ohne Bezug auf seine spätere Bekehrung und die ihn positiv einschätzenden christlichen Texte zu nehmen. Vigilius von Thapsus schöpfte bei der Gestaltung der literarischen Figur des Richters aus der Selbstdarstellung des Petronius Probus, der sich in seinem Epitaph als ein guter Konvertit hatte darstellen lassen und der sogar nach seinem Tod (wie ein heiliger Schutzpatron) als mächtiger Unterstützer des Glaubens fungierte (ein Bild von Probus, das auch seine Nachfahren zur Zeit, als der Dialog geschrieben wurde, propagierten). Auch in der *Vita Ambrosii* des Paulinus von Mailand fand Vigilius ein Probusbild vor, das seinem Vorhaben entsprach. Es waren aber die religiöse Lage im vandalischen Afrika wie auch die Tatsache, dass mit dem Zerfall der Kaisermacht die Nachkommen des Probus, von denen manche Verbindung nach Afrika hatten, als Schützer der Orthodoxen wahrgenommen

wurden, die diese Transformation des Probus ermöglichten. Die von Vigilius betonten Eigenschaften des fiktiven Probus, darunter seine Kaisernähe, sieht die Verfasserin als Echo des von seinen Nachkommen auch in Afrika propagierten Bildes. Allerdings könnte man gegen die hier vertretene These einwenden, Probus sei kein ungewöhnlicher Name; insofern bedürfen die ihn tragenden literarischen Figuren keiner zusätzlichen Erklärung. Darüber hinaus könnte man einwenden, dass bereits die Bedeutung des Namens allein den Zwecken von Vigilius gereicht hätte, während die Autoren der panonischen *Passiones* einen Verfolger mit diesem Namen um der bitteren Ironie willen hätten versehen können. Allerdings ist es schwer vorstellbar, dass die zeitgenössischen Leser dieser *Passiones*, die den Verwaltungsstil des Probus miterlebt hatten, in der Verwendung des Namens Probus nichts weiter als eine auf der Etymologie beruhende Ironie gesehen hätten, zumal, wie die Verfasserin betont, der Verfolger Probus durch Habgier und materielle Unersättlichkeit charakterisiert wird. Darin ähneln die *Passiones* der zeitgenössischen Kritik (sowohl der paganen wie auch der christlichen) am historischen Probus. Die Argumentation der Autorin wäre noch überzeugender, wenn sie auf die Frage der Benennung der Verfolger in der hagiographischen Produktion aus der Zeit um 400 eingegangen wäre. In manchen Märtyrerakten wird nämlich ein Verfolger lediglich mit seinem Rang charakterisiert. Wären aber auch die anderen Namen da, wo sie auftauchen, als Anspielungen auf die Zeitgeschichte anzusehen? Eine solche Verifizierung der hier dargestellten These ist ein Desideratum.

Den Blick auch um die (früh-)neuzeitliche Rezeption der spätantiken Narrative erweiternd, hinterfragt Jason Moralee („Commemorating Defeat: Cultural Memory and the Vandal Sack of Rome in 455“, 307–320) das seit der Frühen Neuzeit verbreitete Narrativ über die Plünderung Roms durch die Vandalen. Dies stützt sich auf diversen Quellen entnommene Informationen, wobei die jeweils unterschiedlichen Darstellungsschwerpunkte dieser Quellen ausgeblendet und zu einer harmonisierten Erzählung geformt werden, mit der sich kein einziger antiker Autor hätte identifizieren können. In Wirklichkeit hatte man es bereits in der Spätantike mit unterschiedlichen Erinnerungskulturen zu tun. Die römischen Aristokraten verschwiegen aus einer Elitensolidarität heraus die Rolle des Petronius Maximus, dessen Taten den Vandalen den Anlass zum Überfall gaben, und konzentrierten sich stattdessen auf die zerstörerische Macht der Fremden, deren schlimme Folgen

(die Zerstörung der Stadt) durch ihre Bemühungen beseitigt werden konnten. Die Schuld des Petronius Maximus wurde dagegen etwa von Prosper von Aquitanien thematisiert, der auch die positive Rolle des Bischofs Leo betonte und eine Version der Geschichte verbreitete, die der Verfasser als eine Art offizielle päpstliche Erzählung bezeichnet. Von der Rolle des römischen Bischofs allerdings, die auch in der neuzeitlichen katholischen Geschichtsschreibung hervorgehoben wurde (welche jedoch auch manches aus der mittlerweile ins Lateinische übersetzten Version Prokops integrierte), wollten die auf Griechisch schreibenden Profanhistoriker des fünften und sechsten Jahrhunderts nichts wissen: Prokop, sich wohl auf die Arbeiten seiner Vorgänger stützend, lässt die Tapferkeit Justinians und das Wiederaufstehen des alten Römerreiches noch heller erstrahlen, indem er sowohl Valentinian III. als auch Petronius Maximus, aber ebenso die Vandalen und Goten, die Justinian bezwang, in dunklen Farben malt. Seine Version, die unter anderem die Zerstörung des Kapitulinischen Tempels durch die Vandalen herausstellte, wurde in die *Annales* des Baronius aufgenommen. Diese katholisch-apologetische Nacherzählung wurde dann von neueren Historikern und Künstlern rezipiert, die sich aber manchmal auch nach der verlorenen paganen Welt sehnten und in der Zerstörung des Tempels ein ominöses Zeichen der Zeitenwende sahen, in welcher die blühende antike Kultur durch die finsternen Mächte des Christentums ersetzt worden sei. Der Beitrag führt vor Augen, wie aus den spätantiken Quellen, die die Plünderung unterschiedlich dargestellt und bewertet hatten, eine neuzeitliche Erzählung geformt wurde, die man wiederum, ohne sie infrage zu stellen, mit unterschiedlichen Deutungen versah. Die Nichtberücksichtigung der evangelischen Geschichtsschreibung (man denke etwa an die *Magdeburger Centurien*) bei der Analyse der Rezeptionsgeschichte stellt eine Lücke in diesem sonst lehrreichen Beitrag dar.

Wie bereits aus dem Titel des Bandes hervorgeht, thematisieren die Beiträge den Wandel, der sich im fünften Jahrhundert (manchmal aber auch darüber hinaus) vollzogen hat. Natürlich ist der für den Sammelband gewählte Blickwinkel nicht der einzig berechnete. Zweifellos haben andere Studien, die diesen Zeitraum nicht, wie der hier besprochene Sammelband, vor dem Hintergrund der Umgestaltung und des Wandels, sondern vor jenem der Krise oder der Kontinuität untersucht haben, viel geleistet. Auch heute ist das Potential dieser Paradigmen keineswegs erschöpft. Das ist selbstverständlich

keine Kritik am Sammelband, der wichtigen Stimmen für die Diskussion über das fünfte Jahrhundert ein Forum bietet.

Manche Beiträge untersuchen eine bestimmte Quelle oder Quellensammlung, manche wollen (meistens auf gelungene Weise) durch die Lektüre und Deutung der Quellen einen gewissen Prozess besser verstehen, seltener wird auf die Hermeneutik eingegangen. Leider fallen die durchaus des Öfteren vorhandenen Zusammenhänge zwischen den Sektionen nur einem Leser auf, der alle Beiträge einer Sektion oder bestenfalls das ganze Buch gelesen hat. Die fehlende wechselseitige Kenntnisnahme der Positionen anderer Beiträge dieses Sammelbandes, die Tatsache, dass die knappe Einleitung (7–16) zum größten Teil nur die Einzelbeiträge zusammenfasst, und das Fehlen eines Registers erschweren es, in diesem Buch etwas anderes als eine Sammlung von Einzelbeiträgen zu sehen. Das ändert aber nichts an der Tatsache, dass es sich lohnt, durch die Lektüre des Buches das fünfte Jahrhundert neu zu entdecken und das, was zu ähnlichen Themen in unterschiedlichen Beiträgen gesagt wird, zur Kenntnis zu nehmen. Dem Leser, der sich diese Mühe macht, wird mehr von dem Erkenntnisgewinn enthüllt, den dieser höchst lesenswerte Sammelband mit sich bringt.

Die Beiträge lassen nämlich dieses Jahrhundert als eine Zeit erkennen, in der die römische Welt, auch wenn sie von mancherlei Bedrohungen (seien sie auf die Natur oder auf menschliche Taten zurückzuführen) heimgesucht wurde, ihre Transformationsfähigkeit nicht verlor. Da, wo sich die Barbaren (oder ‚Barbaren‘) der westlichen Gebiete bemächtigt hatten, kam es zu Veränderungen, die aber keinen Bruch mit dem römischen Erbe bedeuteten, selbst wenn mancher Zeitgenosse dies so wahrgenommen hat. Aber auch da, wo die Römer sich behaupten konnten, sei es im Osten oder im Westen, blieb der Wandel keineswegs aus. Die klare Struktur des Buches, die aus jeweils kohärenten Sektionen besteht, ermuntert den Leser dazu, sich selbst auf die Suche nach ergänzenden Informationen und abweichenden Deutungen zu machen.

Kamil Cyprian Choda, Tübingen
kamil-cyprian.choda@uni-tuebingen.de

www.plekos.de

Empfohlene Zitierweise

Kamil Cyprian Choda: Rezension zu: Jan Willem Drijvers/Noel Lenski (Hrsgg.): *The Fifth Century: Age of Transformation*. Proceedings of the 12th Biennial Shifting Frontiers in Late Antiquity Conference. Bari: Edipuglia 2019 (Munera 46). In: Plekos 22, 2020, 29–53 (URL: http://www.plekos.uni-muenchen.de/2020/r-drijvers_lenski.pdf).

Table of Contents

Acknowledgements	5
Jan Willem Drijvers and Noel Lenski, Introduction	7
<i>Natural Science</i>	
Kyle Harper, The Climate of the Fifth Century	19
Cam Grey, Climate Change and Agrarian Change between the Fourth and Sixth Centuries: Questions of Scale, Coincidence, and Causality	35
Dominic Solly, A Spanish Bonanza? A Reexamination of Roman Gold Mining Technology	49
<i>Archaeology and Material Culture</i>	
Anna Flückiger, Blind Dating: towards a Chronology of Fifth-Century Material Culture in Augusta Raurica	65
John Hermann and Annewies van den Hoek, The Vandals and the End of Elite North African Ceramics: Relief Decoration on African Red Slip Ware	79
Marco Cavalieri, Gloriana Pace, Sara Lenzi, Aiano-Torraccia di Chiusi (San Gimignano, Siena): A Roman Villa in Central Italy during Late Antiquity	93
Zeev Weiss, Defining Limits in Times of Shifting Borders: Jewish Life in Fifth-Century Palestine	105
Young Richard Kim, The Little Island That Could: Cyprus in the Fifth Century	121
<i>Barbarian and Roman in the Fifth-Century West</i>	
Ralph W. Mathisen, The End of the Western Roman Empire in the Fifth Century CE: Barbarian Auxiliaries, Independent Military Contractors, and Civil Wars	137
Merle Eisenberg, A New Name for a New State: the Construction of the Burgundian <i>Regio</i>	157

Veronika Egetenmeyr, «Barbarians» Transformed: the Construction of Identity in the Epistles of Sidonius Apollinaris	169
<i>Law and Power</i>	
Kevin Feeney, The Emperor is Dead, Long Live the Emperor: Imperial Interregna in the Fifth Century	185
Meaghan McEvoy, Leo II, Zeno and the Transfer of Roman Imperial Rule from a Son to his Father in 474 CE	197
Felix K. Maier, Active Rulership Unrealized: Claudian's Panegyric on Honorius	209
Marie Roux, Administrative Transitions in Gaul during the Second Half of the Fifth Century: the Example of the Visigothic Kingdom through the <i>Breviary of Alaric</i>	221
<i>Religion and Authority</i>	
Maijastina Kahlos, Shifting Sacrifices? Fifth-Century Developments in Ritual Life	235
Aaron P. Johnson, The Fifth-Century Transformation of Apologetics in Cyril and Theodoret	247
A. E. Tiggy McLaughlin, Ordinary Christians and the Fifth-Century Reform of the Church in Gaul	261
Bronwen Neil, Pope Gelasius's Theory of Law and its Implementation at the End of the Fifth Century	273
<i>Literary Constructions and Cultural Memory</i>	
Edward Watts, Hypatia in the Letter Collection of Synesius	287
Hajnalka Tamas, From Persecutor to Arbitrator of Orthodoxy: the Changing Face of Sextus Petro- nius Probus between the Fourth and the Fifth Century	297
Jason Moralee, Commemorating Defeat: Cultural Memory and the Vandal Sack of Rome in 455	307